

# Die Zeitungs

Nr. 2

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Wahlkampf.

Eine heitere Episode. Von Karl Marchionni.

(Zähl.)

Beide gingen nach einer Bierstube, wo Kantig vom Detektiv erfuhr, was man gegen ihn unternommen hatte.

„Und können Sie mich dabei unterstützen?“ fragte der Detektiv am Schlusse seiner Darlegungen.

„Ich glaube ja. Vielleicht kann ich Ihnen sogar recht wertvolle Dienste leisten.“

„Das wäre ja famos!“

Zu Kantig tobte es. Doch er ließ sich nichts merken, sondern überlegte, wie man die Gegner in die Grube fallen lassen konnte, die sie ihm aufgestellt hatten. Er hatte ja so manches von seinem Gegenkandidaten, Herrn Mentier König, gehört, aber selbstverständlich davon keinen Gebrauch gemacht. Jetzt wollte er seinen Feinden mit ihren eigenen Waffen eine empfindliche Niederlage beibringen. Er verabredete mit dem Detektiv noch manches, worauf sich dieser verabschiedete und zu Müller begab, der ihn neugierig empfing: „Wie steht's?“

„Gut!“

„Tatsächlich?“

„Ja! Wir werden den Herrn Kantig bald haben. Scheint ja ein sauberer Bursche zu sein.“

„Wirklich?“

„Na, ich kann Ihnen sagen. Wir werden unsere helle Freude erleben.“

„Das wäre ja famos!“

„Nicht wahr! Doch die Nachforschungen erfordern ungeheure Kosten, und ich bitte noch um einen Vorschuß von hundert Mark.“

„Sie brauchen ja entsetzlich viel Geld!“ höhnte Müller.

„Das kann ich nicht finden. Ich bin sehr bescheiden und schränke mich überaus ein. Andere Leute arbeiten in weniger wichtigen Angelegenheiten mit Tausenden von Mark.“

„Das kann ja sein. Doch Sie müssen bedenken, daß es sich hier um eine nationale Sache handelt.“

„Eben deshalb bin ich so sparsam. Doch solche Dinge lassen sich nicht mit Pfennigen erledigen.“

Müller zahlte schließlich die geforderte Summe, worauf der Herr Detektiv schleunigt verschwand. Acht Tage später traf bei ihm Kantig ein. Er brachte frohe Botschaft. Es war ihm mitgeteilt worden, daß Herr Mentier König, der

nationale Kandidat, seinen noblen Passionen gemäß, im „Kaiserhof“ ein Zimmer und ein Essen für zwei Personen bestellt hatte. Kantig beglückte den Detektiv mit den Worten: „Morgen ist der Tag des Herrn!“

„Wahrhaftig?“

„Ja, morgen werden wir den Herrn, auf den wir sahen, in einer peinlichen Situation finden.“

„Wo?“

„Im Kaiserhof, nachmittags zwei Uhr. Sagen Sie, der ganze Wahlvorstand müsse zur

„Na, laufen Sie nun!“

Darauf trennten sich die beiden. Als der Detektiv zu Herrn Müller kam, rief er diesem jubelnd zu: „Morgen!“

„Was, haben wir ihn?“ schrie Müller erregt.

„Ja, denken Sie sich, morgen! Der ganze Wahlvorstand soll kommen.“

„Wir sind alle da!“ Müller rief sich vergnügt die Hände. „Da werden die anderen Komiteemitglieder Augen machen. Ich habe mir ja gleich gesagt, daß man den Kerl auf die Weise fassen kann. Aber wohin sollen wir kommen?“

„Nach dem „Kaiserhof“!“

„In dieses feudale Lokal begibt sich der Kerl?“

„Natürlich! Da glaubt er am sichersten zu sein. Er ist überhaupt ein großer Heuchler.“

„Na, dem werden wir es eintränken. Das muß in alle Zeitungen kommen.“

„Ja, und mein Name und Stand natürlich auch.“

„Aber gewiß! Ihre Verdienste sollen durchaus gewürdigt werden.“

Am nächsten Tage war alles wohl vorbereitet. Bereits um einhalb Uhr mittags standen Kantig und der Detektiv in der Nähe des „Kaiserhofs“. Bald kam Herr König mit Begleitung.

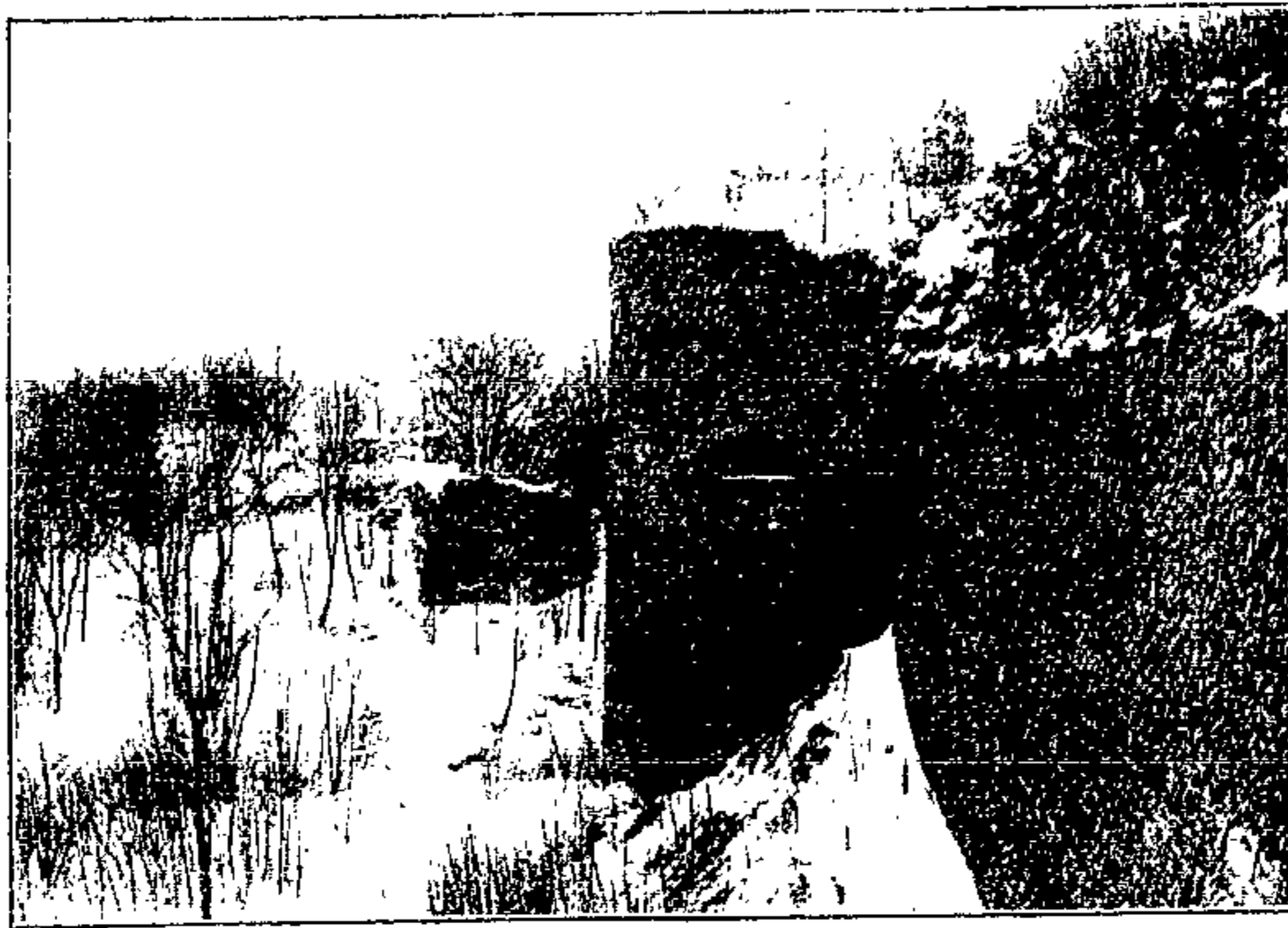
„Das sind die beiden!“ sagte Kantig zum Detektiv. Dieser triumphierte: „Famos! Da wird

der Wahlvorstand seine höllische Freude daran haben.“

„Ja, das wird er. Doch nun werde ich mich ein wenig zurückziehen. Sie empfangen den Wahlvorstand hier und begleiten ihn nach oben in das bestellte Zimmer, das neben dem Mann liegt, in den sich der werthe Herr eben begeben hat.“

„Ich weiß schon!“ erwiderte der Detektiv lachend. Eine Weile darauf erschien das Wahlkomitee. Es wurde vom Detektiv empfangen und nach oben geleitet. „Sie sind bereits im Zimmer!“ sagte der Detektiv zu dem vor Aufregung zitternden Wahlkomitee.

Eben kam der Kellner mit dem Weine. Müller stürzte auf ihn und fragte: „Ist das der Wein für den Herrn da?“



Alte Stadtmauer im Schnee.

Stelle sein, aber erst eine Weile nach zwei Uhr. Wir treffen uns schon eine halbe Stunde vorher vor dem „Kaiserhof“. Verstanden?“

„Natürlich!“

„Und dann sagen Sie den Herren, bis morgen sollen sie reinen Mund halten, sonst bekommt der Kerl Wind.“

„Das versteht sich von selbst. Doch sagen Sie nur, wie haben Sie das bloß herausbekommen. Sie scheinen ja nicht ganz ohne kriminalistischen Scharfsinn zu sein.“

„Ich glaube,“ sagte Kantig und lächelte dabei, „daß ich es unter Ihrer bewährten Leitung noch zu einem brauchbaren Kriminalisten bringen würde.“

„Gewiß! Doch nun lassen Sie mich zu Herrn Müller eilen.“

der Wahlvorstand seine höllische Freude daran haben.“

„Ja, das wird er. Doch nun werde ich mich ein wenig zurückziehen. Sie empfangen den Wahlvorstand hier und begleiten ihn nach oben in das bestellte Zimmer, das neben dem Mann liegt, in den sich der werthe Herr eben begeben hat.“

„Ich weiß schon!“ erwiderte der Detektiv lachend. Eine Weile darauf erschien das Wahlkomitee. Es wurde vom Detektiv empfangen und nach oben geleitet. „Sie sind bereits im Zimmer!“ sagte der Detektiv zu dem vor Aufregung zitternden Wahlkomitee.

Eben kam der Kellner mit dem Weine. Müller stürzte auf ihn und fragte: „Ist das der Wein für den Herrn da?“

„Ja!“

„Ach bitte zeigen Sie einmal!“  
Der Kellner reichte die Flasche.

„Nu sehen Sie bloß mal an, meine Herren!“  
sprach Müller entrüstet, „der Kerl trinkt eine der feinsten Sorten. Denken Sie sich: 1899er Chateau Haut Brion Grand Vin. Schreiben Sie das auf, Herr Fischer, denn die Kerle leugnen alles ab. Sie sagen nachher, es wäre bloß Seltenerwasser gewesen.“

Die Marke wurde abgeschrieben, worauf der Kellner den Wein zurück erhielt. Müller steckte ihm drei Mark in die Hand und sagte zu ihm: „Können wir vielleicht auch die Zusammenstellung des Diners bekommen?“

„Zehr gern!“

Nach wenigen Minuten hatte der Wahlvorstand das Gewünschte. Müller las vor: „Kraftbrühe! Natürlich, eine Kraftbrühe. Aber hören Sie nur weiter, meine Herren! Zeezunge auf normannische Art, Krammetsvögelbrüste mit frischer Gänseleber. Da leben Sie, wo die Arbeitergroßen bleiben. Doch weiter: Lammrücken mit Trüffel, Ananaspfeife, Früchte, Nachener Printen und Wodka. Haben Sie Worte dafür, meine Herren?“

Die Empörung war groß. In diesem Augenblick tauchte - stantig auf.

„Ah! Da ist ja Herr Stantig!“ sagte Müller in spöttischem Tone.

„Zawohl, ich bin Stantig, sozialdemokratischer Reichstagskandidat.“

„Was sagen Sie?“ rief erschrocken der Detektiv. „Sie wollen der Stantig sein?“

„Gewiß, Herr Müller hier kann's bezeugen. Und die anderen Herren kennen mich ja auch.“

„Aber das ist ja unmöglich!“ schrie der Detektiv. „Sie haben ja mit mir zusammen die Sache hier gemacht.“

„Allerdings!“

„Was heißt das, Herr Detektiv?“ rief bebend Herr Müller. „Sie haben doch nicht etwa mit diesem . . .“

„Freilich! Aber wie konnte ich ahnen!“ stöhnte der Detektiv. „Er hat mir doch sein Ehrenwort gegeben.“

„Zawohl, ich gab Ihnen mein Ehrenwort, dem Kerl von Stantig nichts zu sagen. Aber das habe ich auch treulich gehalten!“ sprach lachend Stantig. Der Wahlvorstand befand sich in heller Verzweiflung. Müller schritt wütend auf und ab. „Wer sitzt denn nun eigentlich dort!“ schrie er.

„Bitte, sehen Sie nur nach!“ entgegnete Stantig. Müller begab sich nach dem Zimmer, in dem sich Herr König befand, riß die Tür auf und prallte entsetzt zurück. Auf dem Sofa saß der nationale Reichstagskandidat und an seiner Seite eine Dame. Das war eine peinliche Situation. Inzwischen waren auch die anderen Herren näher gekommen, und Herr König war noch verwirrt als damals im Skatklub, als er hatte eine Rede halten sollen. Jetzt bekam er nicht einmal ein Wort heraus. Auch Herr Müller hatte den stopf verloren. Er winnerte nur: „Dieser Kerl von Stantig, der Hammel von Detektiv.“

Stantig war der einzige, der lachend die Situation beherrschte: „Entschuldigen Sie nur.“ sagte er, „daß ich so frei war und Sie in der Falle fing, die Sie mir aufgestellt hatten. In übrigen möchte ich Sie jetzt in Ihren weiteren Erörterungen nicht stören. Sie werden gewiß das Bedürfnis haben, nunmehr nach weiteren „anständigen Waffen“ zum Wahlkampf Ausschau zu halten, um, wie Herr König so schön zu sagen weiß, die heiligsten Güter der Nation, Familienleben, Sitte und Ordnung dem Vaterlande zu erhalten. Adieu, meine Herren!“

Stantig hörte beim Fortgehen nur noch, wie jemand stöhnte: „Dieser Esel von Detektiv.“

Die vereinigten nationalen Parteien aber gingen jetzt ihrem Schicksal, der wohlverdienten Niederlage, entgegen. -

## Heilige und Ritter in Frankreich, 1814-1830.

Von A. Conrady.

(Schluß.)

**N**uch in den höheren und hohen Schulen ging es überall denen zu Leibe, die sich erfrechten, eine eigene Meinung zu haben. Zahlreiche hervorragende Gelehrte wurden ihrer Stellen entsetzt, auch solche, deren Lehrtätigkeit absolut nichts mit ihrer politischen Gesinnung zu tun hatte. Auch die Oberleitung der Pariser Universität geriet in Pfaffenhände. Wie die Lehrerschaft, so suchte man auch die Lehrmittel zu verfrommen. Mit welcher Frechheit sich die klerikalen Verdummungstendenzen jetzt breit machten, beweist das Geschichtsbuch des Vaters Lorient, das unter anderem das napoleonische Kaiserthum ganz unerwähnt ließ, dafür aber den General Bonaparte als Oberbefehlshaber der Truppen seiner allerchristlichsten Majestät Ludwigs XVIII. bezeichnete. Daß man jetzt vor nichts mehr zurückrechte, zeigten auch die nächsten Wahlen, bei denen den Präfekten unter Androhung der Abweisung ante Wahlen befohlen wurden. Die Wahlmache war so enorm, daß bloß eine ganz kleine Anzahl von Oppositionellen durchkam. Noch fester in den Sattel dachten sich dann die Ultras dadurch zu setzen, daß sie dekretierten, bloß alle sieben Jahre sollten Kammerwahlen stattfinden. Den König hatten sie ganz in den Fingern. Er ließ mit sich machen, was man wollte. Nur als es nun mit ihm zu Ende ging 1821, hätte er beinahe der regierenden Partei den bitteren Schmerz angetan, die Gnadenmittel der katholischen Kirche von sich zu weisen. Zudem aber die fromme Mätresse noch einmal in Aktion trat, brachte man den Sterbenden schließlich doch dahin, daß er die Zeremonien über sich ergehen ließ, deren Unterbleiben der Legende vom allerchristlichsten König hätte Schaden tun können.

Mit seinem Nachfolger Karl X. kam nun ein Mann nach dem Herzen der Ultras auf den Thron. Der neue Monarch machte von Anbeginn kein Geheim daraus, daß er im Sinne von Adel und Kirche regieren und das Alte soweit wie irgend möglich wiederherzustellen suchen werde. Seine erste Thronrede orakelte davon, daß die Entwicklung des Wohlstandes durch gesetzgeberische Verbesserungen auf religiösen Gebieten befördert, die letzten Wunden der Revolution geheilt werden sollten. Als Mittel zu diesen Zwecken präsentierten sich vorzüglich zwei Gesetze, von denen das eine Entschädigung der Emigranten für die Konfiskation ihrer Güter zur Revolutionszeit vorsah, das andere als Tempelschändungsgesetz berüchtigt worden ist. Die erstere Vorlage und die Verhandlungen darüber ließen die Junker in bengalischer Beleuchtung erscheinen als unverjähnte Bettler, die von der Nation milde Gaben erpressen. Dabei war ihnen eigentlich schon Übergang in den unerlöschlichen Nachen geworfen worden. Man berechnete, daß die ihnen aus öffentlichen Mitteln zugewendeten Pensionen usw. sich auf jährlich 68 Millionen Frank beliefen. Dieser Tribut des französischen Volkes an die Schlinglinge des Auslandes sollte nun um 30 Millionen jährlich erhöht werden. Ein Kapital von einer Milliarde in Staatsschuldcheinen sollte dazu hergegeben werden, um die Emigranten schadlos zu halten. Die Vorlage konnte in einer Kammer, die unter 430 Mitgliedern 320 Mann vom Bloß der Heiligen und Ritter zählte, abgelehnt werden, nicht infolge bürgerlich-liberalen Widerstandes, der freilich in Gestalt änderer Reden sehr energisch sich geltend machte, wohl aber infolge des Weidreiß der adligen Nimmerjatten, denen das ihnen zugedachte Almosen nicht genügte, die vielmehr verlangten, daß man die jetzigen Inhaber der Emigrantengüter als

Diebe behandeln, ihnen den Besitz wieder abnehmen müsse. Die Mehrheit der Kammer akzeptierte schließlich die Milliarde, es ist aber keine Frage, daß der großen Masse der Junker dieses Sünndenbloß als eine kleine Abschlagszahlung erschien, der die Hauptsache bei späteren Gelegenheiten zu folgen habe. Bekam Frankreich also vor weiteren junkerlichen Erpressungen durch die Milliarde keine Sicherheit, so erhoben sich zugleich drohend die klerikalen Ansprüche auf Entschädigung oder Wiedereinsetzung in den alten Kirchenbesitz. Dies hatte ein liberaler Medner schon bei den Debatten über die Emigrantenmilliarde vorausgesagt: „Morgen wird die Geistlichkeit kommen, auch ihre Entschädigung für die Vergangenheit, ihre Ausstattung für die Zukunft verlangen.“ In der Tat ereiferte sich alsbald die Geistlichkeit wieder nicht schlecht darüber, daß ihr nicht durch Zurückgabe ihres ehemaligen Besitzes ihr Recht werde.

Die Alerlei war jetzt um so dreister und hoffnungsvoller, als ihr gleichzeitig mit der Milliarde für den Adel durch das Tempelschändungsgesetz ein Herzenswunsch erfüllt worden war, nach dessen Erörterung die Erwartung nicht mehr als zu hochgepaunt gelten konnte, daß die ganze alte klerikale Wirtschaft der ungedruckten Glaubenszeit eine fröhliche Wiedergeburt erlebe. Dieses Tempelschändungsgesetz wirkte zu dem neuen Frankreich wie die Sonne auf Auge, und war geradezu ein Glückfall im Mittelalter. Es sah nämlich vor, daß Anwartschaft auf kirchliches Eigentum und Schändung kirchlicher Wertgegenstände anders geahndet werden sollten, als dies bei gewöhnlichen Diebstählen und Sachbeschädigungen üblich. In ihren Hauptbestimmungen war die Vorlage mit Folgendem geschrieben. U. a. sollte Einbruch in eine katholische Kirche mit dem Tode bestraft werden. Entweihung kirchlicher Gefäße desgleichen, Entweihung der Hostie gar mit der Strafe des Vatermordes, was bedeutete, daß dem Hinzu-richtenden zuvor die rechte Hand abgehakt wurde. Die Wegstreichung des Handabhackens war die einzige Milderung, die in dem Blutgesetz durch das Parlament vorgenommen wurde. Im übrigen waren alle Einwendungen der Liberalen unvernünftig, die royalistisch-klerikale Horde zu verhindern, das Uebergewicht ihrer Stimmen zur Geltung zu bringen. Die Medner der Opposition hatten natürlich leibhaftig Spiel, zu zeigen, in wie unverjählichem Widerspruch dies barbarische Gesetz mit der Religion der Liebe stehe, daß hier die nackte, brutale Machtpolitik päpstlicher Herrschinicht zugrunde liege, und daß die notwendige Konsequenz sein müsse, bei erster Gelegenheit die „Lästerung kirchlicher Einrichtungen und demnachst die Steherei überhaupt mit Strafe zu belegen.“ Die wußten natürlich die Alerikalen sehr wohl, daß ihr Blutgesetz aus dem Prinzip geboren, die alleinigmachende Kirche auch als die allein berechtigten zu behandeln. Es war aber in ihren Augen kein Fehler, sondern gerade ein Vorzug des Gesetzes, daß es nur ein erster Schritt war, daß es, wie ein liberaler Medner sagte, dahin führen mußte, den Priester zum König zu machen. Die literarischen Vorkämpfer des Alerikalismus im Frankreich der Restaurationszeit, die Bonald, Baron Caffin, de Maistre, eiferten fanatisch gegen jede Art von Meinungsfreiheit. Nach de Maistre z. B. waren nur die Prälaten, Edelknechte und hohen Staatsbeamten berufen, die konservativen Wahrheiten zu verwalten und die Völker darüber zu befehlen, was gut und schlecht, wahr und falsch sei. Die übrigen haben nicht das Recht, über solche Dinge nachzudenken. Wenn jemand schreibt oder spricht, um dem Volke seinen nationalen Glauben zu nehmen, verdient er gehängt zu werden wie ein Hausdieb. De Maistre und Genossen sind auch begeisterte Fürsprecher der Inquisition. Wie man sich über

ihre Taten aufhalten kann, ist de Maistre ein Rätsel; hat sie doch ihre Urteile vermöge eines vorher erlassenen Gesetzes gefällt, dessen Strafbestimmungen jeder hätte aus dem Wege gehen können, wenn er nur gewollt hätte. In den Schriften dieser ultramontanen Skruphären weht eben ein mittelalterlicher Geist. Ihr Staatsideal ist ein feudaler Absolutismus von Gottes Gnaden, d. h. von klerikalem Zuschnitt, mit anderen Worten, das Regiment der Heiligen und Mitter.

Wie weit es damit bereits gekommen, zeigte auch ein Vorgang, der gleich auf die Verabschiedung der beiden Vorlagen zugunsten des verbündeten Junker- und Pfaffenstums folgte. Karl X. ließ sich im Mai 1825 in Rheims feierlichst, mit allem mittelalterlichen Wimmeln, salben und krönen, um seinem Gottesgnadentum vor aller Welt die kirchliche Weihe geben zu lassen. Die royalistische Presse war vor Entzücken über die Komödie, der verschiedene Wunder vorausgingen und folgten, schier aus dem Hänschen. Dagegen bot sie auch gottlosen Spöttern nicht wenig Stoff, wie denn z. B. Péranger in seinem Spottgedicht auf die Krönung Karls „des dritten“ auch den Schwur, den Karl X. in Rheims auf die Verfassung leistete, auf seinen wahren Wert einer bloßen Form zurückführte, wovon ihn seine geistlichen Berater schon lossprechen würden; dem krönenden Bischof legt der Dichter dann noch die Verkaufbarum klerikaler Herzenswünsche in den Mund: „Ach kröne Dich, mehr' unser Gut.“

Das Missions- und Prozessionswesen nahm in dem Krönungsjahr einen besonders großen Umfang an; denn der Klerus beging es als sogenanntes Jubeljahr. In Paris dauerten die Umzüge sechs Wochen ohne Unterbrechungen, und wer irgend abhängig war von der Regierung, mußte bei den frommen Demonstrationen mitkun, u. a. auch, auf Divisionsbefehl, die ganze Garnison. Rechtsläubigkeit oder wenigstens Erheheln solcher war damals unerlässliche Bedingung, um im Staatsdienst und im Meer Glück zu haben. Aber so machte sich überall auch im gewöhnlichen Leben der Einfluß des Pfaffenstums bemerkbar. Unterstützungen aus den Armenkassen z. B. verabsolgte man nur gegen Vorzeigung von Beichtzetteln. Der Erzbischof von Paris erfrechte sich sogar, die Zivilrechte für ungültig zu erklären; Einsegnung gemischter Ehen wurde verweigert. „Das ganze offizielle Frankreich,“ sagt ein deutscher Historiker, „erhielt einen pfäffischen Anstrich.“ Die Klerikalen trieben es so dreist, daß die Sache sogar vielen Konservativen und rechtsläubigen Leuten zu toll wurde. Der eklatanteste Beweis dafür war eine Schrift, in der Graf Montlosier die lichtscheue Wirksamkeit der Kongregation rücksichtslos bloßstellte. Es genüge ihr nicht, schrieb er u. a., sich des Ministeriums, der Polizei und der Post bemächtigt zu haben, sie habe im Interesse ihrer Herrschaft auch ein neues System der Ueberwachung im ganzen Königreich eingeführt und lege ihren Anhängern das Spionieren als eine Gewissenspflicht auf. Vermittelt der Gesellschaft des hl. Joseph seien die Handwerker in Dienst und Zucht genommen, und sogar die Besorgung der Diensthoten habe die Kongregation übernommen. Der ungeheure Erfolg der Montlosierschen Schrift bewies, wie stark die antiklerikale Strömung jetzt bereits geworden. Dafür zeugte auch die Tatsache, daß selbst hohe Gerichtshöfe nicht mehr immer bloß willenlose Werkzeuge des Pfaffenstums sein wollten. Eine Auflage gegen zwei liberale Blätter, die Kirche und Staat durch die Befehdung des Klerikalismus gefährdet haben sollten, fiel total ins Wasser. Darüber schäumten die Klerikalen nun Wut. Besonders riesen die Bischöfe Pech und Schwefel über die gottlose Presse, wie auch über die unwillfährige Justiz herab. Seine Richtersprüche

ließen in ihren Hirtenbriefen ein „Triumph der Auklosigkeit“, der auf Lug und Trug beruhe, die Pressefreiheit eine „höllische Bittellosigkeit“, die antiklerikalen Schriftsteller „Sendboten des Satans“. Am besten konnte von den teuren Gottesmännern der Bischof Tharin von Straßburg schimpfen. Er verfluchte in seiner Epistel „die infamen und ruchlosen Schriftsteller, die Zeitungen voll Galle und voll Betrug, die Philosophen der Lüge“ usw., und bezeichnete als ihr wahres Ziel, das nur der Wölsinn verkennen könne, den Sturz der Throne, die Vertilgung der Könige, die Ausrottung des Adels, die Abschaffung des Priestertums und die Ermordung der Priester. Der Liberalismus war nach diesem trefflichen Vertreter der christlichen Liebe „die teuflische Wut von Menschen, die ihr Glück und ihren Ruhm nur im Kriege gegen Gott und die Könige finden, in den zerstückenden Wirren der Völker, in der Unordnung der Hölle, wo der Kürst des Antrubrs, der Engel des Unglücks thron!“

Dieser Hexapostel hatte mit jener real-königlichen Kundgebung einen Erfolg, der bewies, daß in den maßgebenden Kreisen schwarz noch wie vor Trumpf sei: Tharin wurde nämlich eben jetzt zum Lehrer des präsumptiven Thronfolgers ernannt, so daß gemäßigt konservative Leute, von Pestürzung erfaßt über die bei Hof herrschende Verblendung, fanden, daß der Wagen unaristokratisch dem Abgrund zurollt. Daß die äußerste Reaktion in Kirche und Staat mehr als je die offizielle Lösung sei, bewies auch eine Gesetzesvorlage des Jahres 1826, die zur Zusammenhaltung und Wehrung des Großgrundbesitzes für die größeren Güter ein Erstgeburtsrecht vorschlug und von der junkertlichen Feindseligkeit nicht nur gegen das bürgerliche Recht, sondern auch gegen das Kleinbäuerliche Eigentum Zeugnis ablegte. Dieser Versuch, einen weiteren Schritt nach rückwärts, zum Feudalismus hin, zu machen, scheiterte in dem Widerstand der Kammern, in der die Privilegierten nicht so allmächtig waren, wie in der Deputiertenkammer, sondern an den zahlreichen Emporkömmlingen aus bürgerlichen Kreisen ein starkes Gegengewicht fanden. Die Kammern verweigerte auch einem weiteren Vorstoß der Reaktion ihre Mitwirkung, der ins Jahr 1827 fällt. Es war das ein Preßgesetzentwurf, der bezweckte, die publizistischen Gegner der Heiligen und der Mitter unmutig zu machen. Wenn die draconischen Paragraphen dieser Vorlage Gesetz wurden, so war es mit der freien Presse aus. Das hinderte aber nicht, daß manche Wortführer des Klerikalismus in der Kammer den Entwurf noch viel zu gelinde fanden, so besonders der Abgeordnete Salaberry, der über die „Feinde des öffentlichen Wohls“ donnerte, „die zugleich Feinde unseres Gottes und unseres Königs sind“, und der die Buchdruckerkunst zum Teufel wünschte, als die einzige Plage, mit der einst Gott Aegyptenland nicht heimgesucht habe. Der Premierminister Villèle bezeichnete die Freiheit der Presse als den einzigen Tyrannen, der auf Frankreich lastete. Demgegenüber charakterisierte der liberale Deputierte Moyer Collard das Kabinett als die Regierung einer Partei, die nach ihren Unternehmungen, wie Vernichtung der Pressefreiheit, Erstgeburtsrecht, Tempelchändungs-gesetz usw., beurteilt, in der Religion, den bürgerlichen und politischen Einrichtungen die Umkehr wolle, nach rückwärts strebe, durch Fanatismus, Bevorrückung und Unwissenheit auf die mittelalterliche Barbarei hinarbeite. Das Unternehmen habe aber seine Schwierigkeiten nicht bloß wegen des vorhandenen Wissens, das für Verdummung und Knechtschaft unbrauchbar mache, sondern auch wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes. Erst müßte man die gewerbetreibende Bevölkerung aufs Land zurückschicken, die Fabriken verbrennen, die Kanäle

ausfüllen, die Landstraßen aufspflügen. Solange man nicht den Pflug über die ganze Zivilisation gehen lasse, werde, was davon übrig bleibe, immer noch genug sein, um alle gemachten Anstrengungen zu vereiteln.

Die Dunkelmänner der Deputiertenkammer hörten auf keinen Einwand, und so ging hier der Entwurf mit Zweidrittelmehrheit durch. In der Kammern aber fiel er, was große Freuden-demonstrationen, besonders in Paris, zur Folge hatte. Bedeutsam wurde eine solche der Pariser Nationalgarde, die bei einer Revue den König mit dem Ruf: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ begrüßte, worauf diese Bürgerwehr unverzüglich aufgelöst wurde. Man dachte also in den Tuileries nicht daran, vor der öffentlichen Meinung der Mittelklassen zurückzuweichen. Vielmehr wollte man nun den Widerstand brechen, den man an der Kammern gefunden. Dazu gab es das Mittel eines Kairschubes, d. h. der Ernennung einer Anzahl neuer Kairs durch den König. Der Sicherheit halber sollten die neuen Leute durchweg aus der Rechten der Deputiertenkammer genommen werden. Hier waren aber die Reihen der Royalisten bei den Erstwahlen schon erheblich gelichtet worden, so daß bei Wegnahme von einigen 70 inwertigen Royalisten die Mehrheit zweifelhaft werden konnte. So entschlossen sich König und Kabinett zur Auflösung der Kammer in der Hoffnung, die Neuwahlen „machen“ zu können. Diese Erwartung trat nun durchaus ein. Das Bürgertum war nun bis in seine oberen Gehirnschichten trotz deren sonstiger Heftigkeit so erboht auf die Heiligen und Mitter, daß bei den Wahlen die Opposition die Mehrheit der Mandate erlangte. Wenn nun an der bisherigen Regierung festgehalten wurde, so war das der Konflikt. Vorläufig aber war man dazu noch nicht bereit, und so erfolgte eine nicht ehrlich gemeinte Konzeption in Gestalt der Berufung eines halb gemäßigt-liberalen Kabinetts Martignac, neben dem aber eine geheime Nebenregierung der Tuilerienkamarilla fortbestand. Unter solchen Umständen war es nicht viel, was Martignac und Genossen in der Zeit ihrer Amtsdauer ausrichteten. Das wichtigste waren Maßregeln zur Verstaat- und Verweltlichung der Schulen, auch der vom Adel bevorzugten Jesuitenschulen. Darüber ging nun ein enormes Getergeschrei der Klerikalen los. Auch zeigte sich alsbald wieder, daß ihr Royalismus nur solange vorhanden, als sie, selber am Ruder, anderen die Gehorsamspflicht predigen konnten. Jetzt bemerkten dagegen die französischen Bischöfe in ihrem Protest gegen die Einmischung der Staatsgewalt in den geistlichen Unterricht: „Wir schicken Tag und Nacht unsere Gebete für den allchristlichsten König zum Himmel, aber wir sind auch des Gebots eingedenk, welches die Pflicht auferlegt, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.“ Sie verweigerten also mit dünnen Worten den Gehorsam, fügten sich indes schließlich auf Wunsch des Papstes, der ihnen empfahl, sich mit dem Heiligen zufrieden zu geben, den sie als König hätten. Das Geschrei und Wühlen der Klerikalen im ganzen dauerte aber fort. Für ihre Presse war keine Brandmarkung der Minister scharf genug. Das Hauptorgan der Pfaffen z. B. verstieg sich in einer Jeremiade über den Erfolg der „Tempelchänder“ und „Wortführer des Antrubrs“ soweit, zu behaupten, daß diese Minister untereinander wetteiferten, „das Priestertum mit der Wurzel auszurotten, um so das Werk der Revolution zu vollenden“.

Dieses Lamento hatte in den Tatsachen um so weniger Begründung, als die Leute der Kongregation nach wie vor das Ohr und das Vertrauen des Königs besaßen, der bloß auf den Moment lauerte, um wieder in den alten Kurs einzulenken und nun aufs Ganze zu gehen. So-

Sobald das Ministerium bei einer Abstimmung in die Minderheit geriet, wurde es, 1829, schenklich entlassen. Karl glaubte nun den Beweis erbracht zu haben, daß alle Konzeptionen nichts nützen könnten, so sollte jetzt ganze Arbeit gemacht werden, und es kamen die äußersten Reaktionäre, mit dem berüchtigten Fürsten Polignac voran, ins neue Ministerium. Niemand war sich über den feindlich-kerikalischen Charakter dieses Kabinetts im Zweifel, niemand im unklaren darüber, daß es nun heiße: biegen oder brechen. Und so antwortete die Deputiertenkammer, als der König sie im März 1830 mit einer drohenden Rede eröffnete, mit einer Adresse, die keinen Zweifel darüber ließ, daß Polignac und Genossen nicht auf die Unterstützung der Deputiertenkammer zu rechnen hätten. Die Antwort der Regierung bestand in der Auflösung der Kammer, worauf beiderseits eine fieberhafte Agitation einsetzte. Auf Seiten der Regierung arbeitete natürlich die ganze Wahlmaschinerie, besonders auch der ganze geistliche Apparat, indem überall behauptet wurde, daß es sich um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben handle. Das nützte aber ebenso wenig, wie der Versuch der Regierung, die öffentliche Meinung durch einen auswärtigen Erfolg für sich zu gewinnen. Die Expedition nach Algier wurde in dieser Absicht unternommen, und zur Wahlzeit langte denn auch die ersehnte Siegesnachricht ein. Sie ließ aber die Nation wider Verhoffen völlig kalt. Die Wünsche der Reaktionäre sprachen am plumpsten aus Worten, die damals der Pariser Erzbischof Quelen aussprach. Einer Lobpreisung des Sieges über die Ungläubigen von Algier fügte er den frommen Wunsch hinzu, so möge es immer den Feinden des Königs ergehen, so möchten alle zu Schanden werden, die es wagten, sich gegen ihn aufzulehnen. Demnächst bescheinigte der Gottesmann dem König persönlich, daß die Hand des Allmächtigen mit ihm sei, und sprach die Hoffnung aus, daß er bald Ursache haben möge, dem Herrn für neue Wohltaten zu danken. Das war eine Aufmunterung zur Ausführung der Staatsstreichgedanken, mit denen König und Regierung sich trugen. Der Wahlschicksal war eben derart, daß die neue Kammer eine noch stärkere oppositionelle Mehrheit aufwies als die bisherige. So schritten denn die Machthaber zum Neubersten, zum Staatsstreich, zum Umsturz der Verfassung, vor allem der Pressefreiheit und des Wahlrechts der Mittelklassen. Es war die Einleitung zur Wiederherstellung der ganzen ehemaligen feudal-kerikalischen Mißwirtschaft vorrevolutionärer Zeiten und wurde von den Massen so verstanden und demgemäß mit der großen Volkserhebung beantwortet, die man die Zukirevolution nennt. In Regierungskreisen hatte man darauf spekuliert, daß die Nation nicht für die Bourgeoisie ins Feuer gehen würde. Aber das Volk war nicht beschränkt genug, um zu übersehen, daß, wenn eine herrschende Klasse schon mehr als genug ist, zwei weitere unerträglich sind, und entledigte sich mit einem gewaltigen Auf der Junker und Pfaffen, die unter dem dünnen Deckmantel des Eifers für Thron und Altar faktisch weiter nichts bezweckt hatten, als die Befriedigung ihrer Hab- und Herrschsucht — als typische Vertreter jener irakten und immer neuen Koalition der Heiligen und der Ritter, deren Sinn Chamisso zur Restaurationszeit in den Versen seines Nachwächterliedes zusammengefaßt hat:

„Hört, ihr Herrn, so soll es werden:  
Gott im Himmel, wir auf Erden,  
Und der König absolut,  
Wenn er unsern Willen tut.“

Und einen anderen Sinn können die Kompagniegeschäfte von Junkern und Pfaffen nie haben als: hinter großartigen Worten zu verbergen, daß das Volk ausgebeutet werden soll.

## Die moderne Immunitätsforschung.

Von Georg Wolff.

Seit einer Reihe von Jahren steht die Bakteriologie im Vordergrund des medizinischen Interesses. Nachdem man die Bakterien, Pilze der niedersten Lebensform, als die Ursache vieler infektiöser Krankheiten kennen gelernt und damit zu völlig neuen Anschauungen über das Wesen und die Verbreitungsart gekommen war, suchte man mit allen Mitteln eine rationelle Bekämpfung dieser tödlichen Feinde herbeizuführen. Die antiseptischen Vorkehrungen, die heute das gesamte ärztliche Handeln leiten, führen einen offenen Krieg gegen die so ungemein verbreiteten Verursacher des menschlichen Lebens, sie suchen mit desinfizierenden, d. h. abtötenden Lösungen,

### frühmorgens.

früh, wenn sich die Nebel bauschen,  
Eh die Nacht sich noch verlor,  
Wandert was im Windesrauschen  
Dampf und wirbelnd an mein Ohr.  
Eine Trommel wird geschlagen  
Irgendwo im Land,  
Eine Trommel wird geschlagen  
Und es riecht nach Brand.  
Immer: van dirre, van dirre domdäne...  
Trommelt es heimlich im Wind.

finstre Schlotte schrein und schrillen,  
Stampfend schwerer Arbeitsschritt.  
Wie sich rings die Gassen füllen!  
Doch die Trommel wandert mit!  
Tausend schau mit milden Mienen,  
Ob der Tag schon loht.  
Tausend tauschen vor Maschinen  
Fleisch und Blut für Brot.  
Aber: van dirre, van dirre domdäne...  
Trommelt es heimlich im Wind.

Plötzlich brechen flammentürme  
Saufend in den Nebel ein.  
Schloß und Schlot und Kirchentürme,  
Alles steht in feuerschlein.  
flammen unten, flammen oben,  
Brand im Kauzquartier!  
Seht, der Tag hat sich erhoben  
Und sein Schwert sind wir!  
Immer: van dirre, van dirre domdäne...  
Jauchzen die Trommeln zum Sturm! —

Georg Panna.

wie Sublimat, Karbol und dergleichen, die Bakterien zu vernichten oder gar fernzuhalten. Leider geht es nicht an, desinfizierende Mittel in das Innere unseres Körpers zur Vernichtung der frechen Eindringlinge zu schicken, die zahllosen Tuberkelbazillen, Typhus- oder Choleraerreger und viele andere, die in den edelsten Teilen des Organismus sich ausbreiten, auf eine so nachhaltige Weise zu vernichten. Stoffe, die einen wirklichen Einfluß auf die Bazillen haben, würden natürlich auch die empfindlichen Organe nicht verschonen, sie würden die Krankheitserreger ebenso sehr wie den erkrankten Körper schädigen. Daher zielen alle Bestrebungen der Forscher dahin, solche Mittel zu finden, die die Krankheitserreger vernichten oder von vornherein am Wachstum hindern, die Körperzellen hingegen ungeschädigt lassen. Man sucht eine Immunität (Unempfindlichkeit) des Körpers gegen bestimmte Bakterien mit Stoffen herbeizuführen, die allein auf sie wirken, die, wie man sagt, einen spezifischen Einfluß auf die betreffende Bakterienart haben.

Das Streben, solche idealen Schutzstoffe zu finden, hat zum Ausbau der Immunitätslehre geführt, die eine notwendige Folge der

bakteriologischen Entdeckungen des verflohenen Jahrhunderts war. Wiederum die bedeutendsten Forscher, außer den genannten vor allem Metchnikoff, der Direktor am Institut Pasteur zu Paris, und Ehrlich, dessen Name durch die Entdeckung des neuen Syphilisheilmittels jetzt in aller Munde ist, haben die Immunitätslehre ausgebaut und die vielfachen Erscheinungen der Immunität, die durch Schutzimpfungen u. dergl. schon früher zutage getreten sind, auch theoretisch zu begründen gesucht.

Durch eine tausendfältige Erfahrung wissen wir heute, daß mit Pocken geimpfte Menschen für eine lange Reihe von Jahren immun gegen diese Krankheit sind, daß Menschen, die einen Scharlach durchgemacht haben, in der Regel von einer zweiten solchen Erkrankung nicht mehr heimgesucht werden; mit großer Bestimmtheit können wir heute sagen, daß die Stoffe, die mit dem Diphtherieheilmittel dem Erkrankten in das Blut gebracht werden, eine ungemein heilsame Wirkung auf die von den Diphtheriebazillen erzeugten Krankheitsgifte, die sogenannten Diphtherietoxine, ausüben. Wie erklären wir diese gewiß auffälligen Erscheinungen? Ganz allgemein können wir sagen, daß unter bestimmten Umständen der Körper auf die von den Bakterien produzierten Gifte mit einer Bildung von Gegengiften antwortet. Sind sie stark genug, die Bakteriengifte zu binden, so übersteht er die augenblickliche Erkrankung, so ist er zurzeit immun. Werden vom Organismus, wie es nicht selten der Fall ist, sogar mehr Gegengifte gebildet, als augenblicklich erforderlich sind, und halten sich die Gegengifte längere Zeit im Blut unverändert, so besitzt der Körper auch für spätere Zeiten eine Immunität, so besitzt er dieser speziellen Krankheit gegenüber eine erhöhte Widerstandsfähigkeit. Dies ist der Fall z. B. bei Menschen, die ein Typhus-, eine Scharlach-, eine Pocken-erkrankung durchgemacht haben. Nur in seltenen Fällen werden sie zum zweiten Male von derselben Krankheit während eines kurzen Zeitraumes heimgesucht. Die spezifischen (nur gegen eine bestimmte Krankheit gerichteten) Gegengifte können allerdings im Lauf der Zeit abgeschwächt oder ganz ausgeschieden werden; dann erlischt die Immunität des Individuums, es wird wieder empfänglich für die Infektion der betreffenden Bakterienart.

Das Streben der modernen Bakteriologen und Immunitätsforscher ging nun dahin, systematisch (planmäßig) eine Immunität gegen die verschiedenen Infektionskrankheiten zu erzeugen, systematisch die Bildung von Schutzstoffen im Blute zu ermöglichen, die die Bakteriengifte (Bakteriengifte) unschädlich machen. Es gibt zwei Wege, um zu diesem Ziele zu kommen. Entweder sollen die zu immunisierenden Menschen selbst in ihrem Blute die Gegengifte bilden, oder sie werden gleich mit den fertigen Schutzstoffen behandelt. Im ersten Falle beteiligen sich die Impflinge selber an der Erzeugung der Schutzstoffe, sie werden aktiv immunisiert, dadurch, daß sie mit einer kleinen Menge der künstlich abgeschwächten Krankheitserreger oder ihrer Gifte geimpft werden. Es entsteht dadurch eine wirkliche Erkrankung, die aber in der Regel gutartig verläuft, weil die Krankheitserreger, die Bakterien, auf künstliche Weise in ihrer Wirksamkeit oder, wie man sich ausdrückt, in ihrer Virulenz abgeschwächt sind. Mit dieser leichten Form der Erkrankung wird der Körper vermöge der ihm zur Verfügung stehenden natürlichen Schutzeinrichtungen fertig, indem er auf den Angriff seitens der Bakterien mit einer Ueberproduktion spezifischer Gegengifte antwortet. Diese Schutzstoffe gewinnen leicht das Übergewicht über die von den Bakterien produzierten Toxine, bewirken die Heilung der momentanen Erkrankung und, falls sie



Friedrich v. Keller: Schwere Arbeit.

im Uebermaß gebildet werden, eine zuweilen lange anhaltende Immunität gegenüber späteren Erkrankungen. Bei dieser aktiven Immunisierung bildet also der Geimpfte die Schutzstoffe selbst; das beste Beispiel hierfür liefert die Pockenimpfung. Mit der Lymphe wird dem betreffenden Individuum eine geringe Menge des abgeschwächten Pockengiftes einverleibt; sein Organismus hat nun die Aufgabe, selbst die Verteidigung zu übernehmen und bildet zu diesem Zwecke die Antikörper (Schutzstoffe), die ihm für lange Zeit Immunität gewähren.

Ganz anders ist der Modus bei der passiven Immunisierung, die am besten bisher durch das Serumverfahren bei der Diphtheriebehandlung zu erfolgreicher praktischer Anwendung gekommen ist. Bei diesem Verfahren wird dem Körper des zu Immunisierenden die Arbeit, selbst die Schutzstoffe zu bilden, erspart; es werden dem Impfling nicht die Gifte, sondern gleich die fertigen Gegengifte einverleibt. Dieses Verfahren hat Behring für die Behandlung der Diphtherie ausgebildet und damit die hervorragenden Erfolge erzielt, die die Verwendung seines Heilserums jetzt allen Ärzten zur Pflicht macht. Um die Gegengifte in genügend starker Konzentration zu erhalten, wird bei der Herstellung des Diphtherieserums folgender Weg eingeschlagen. Zunächst werden für Diphtherie empfängliche Tiere, z. B. Pferde, aktiv immunisiert, in der Weise, daß ihnen mehrere Male vorsichtig gesteigerte Gaben von Diphtheriegift einverleibt werden. Der Tierkörper reagiert darauf mit einer Bildung von Gegengiften, von Antitoxinen. Da das Verfahren öfters wiederholt wird, enthält das Blutserum der Tiere bald eine sehr reichliche Menge davon. Von diesem konzentrierten Diphtherieantitoxin genügt ein kleines Quantum, um an Diphtherie erkrankte Menschen passiv zu immunisieren. Diese passive Immunisierung hält meist nur kurze Zeit, etwa drei Wochen, an und eignet sich darum nicht zu prophylaktischen (krankheitsvorbeugenden) Zwecken, sondern dient nur der Bekämpfung der schon ausgebrochenen Krankheit. Will man eine Schutzwirkung für längere Zeit erzielen, so muß man sich der aktiven Immunisierung, die den Impfling zur selbstständigen Bildung der Antitoxine veranlaßt, bedienen. Der an Diphtherie Erkrankte kann natürlich nur noch mit Gegengiften, die ihm von außen zugeführt werden, behandelt, also passiv immunisiert werden, da die Diphtheriegifte in seinem Körper schon zu reichlich vorhanden sind und die Gegengifte, die der Körper selbständig zur Abwehr gebildet hat, nicht zur Geltung kommen lassen. Es müssen also, wenn eine wirksame Bekämpfung, eine völlige Neutralisierung der Diphtheriegifte erzielt werden soll, von außen reichlich Gegengifte zugeführt werden; dazu dient die passive Immunisierung mit Antitoxinen, die im Pferdekörper gebildet wurde.

Man wird fragen: warum läßt sich bei der Diphtherie, der trotz der vorzüglichen Erfolge des Behring'schen Heilserums jährlich doch noch viele Menschenleben zum Opfer fallen, nicht prophylaktisch eine aktive Immunisierung wie bei den Pocken durchführen? Das hat seinen Grund darin, daß wir nicht imstande sind, das Diphtherietoxin, d. h. die von den Diphtheriebazillen produzierten Giftstoffe, stets so abzustufen, daß seine Verimpfung zwar ausreichend die Erzielung einer Immunität garantiert, eine ernstere Erkrankung an Diphtherie aber ausschließt. Deshalb läßt man bei der immunisatorischen Behandlung der Diphtherie nicht den menschlichen Körper selbst die Antikörper (Schutzstoffe) bilden, sondern führt sie von außen zu, streckt also eine passive Immunisierung an.

Trotzdem man emsig bemüht ist, die Immunisationsbehandlung bei vielen anderen Infektionskrankheiten durchzuführen, sind die Erfolge

nicht immer befriedigend gewesen. Das Ideal Robert Kochs, die Tuberkulose einer immunisatorischen Behandlung zugänglich zu machen, hat sich bis heute nicht verwirklicht, wenn man auch das Koch'sche Tuberkulin zu diagnostischen (der Erkennung dienenden) und zu therapeutischen Zwecken (Heilzwecken) wieder in größerem Umfange benutzt. Zur Behandlung von Scharlach, Starrkrampf, Wundfieber, Typhus, Cholera usw. hat man die Serumtherapie (Heilmethode mit den aus dem Blutserum stammenden Schutzstoffen) versucht, ohne jedoch bisher zu befriedigenden Resultaten gekommen zu sein. Großen Nutzen haben die jüngsten Immunisationsforschungen hingegen der frühzeitigen Erkennung gewisser Infektionskrankheiten, ihrer rechtzeitigen Diagnostik gebracht. Die Serumdiagnostik ist z. B. für die Syphilis von unschätzbbarer Bedeutung geworden; die zahlreichen Nachkrankheiten, die diese Infektionskrankheit zur Folge haben kann, werden heute mit Hilfe einer bestimmten Serumreaktion (Blutprobe) einwandfrei diagnostiziert und dadurch einer zielbewußten Behandlung zugänglich gemacht. Der serologische Nachweis der Syphilis, der noch viele Jahre nach dem Eintritt der Infektion möglich ist und dadurch zweifelhafte Nachkrankheiten sehr oft aufgeklärt hat, gehört zu den Großtaten der Immunisationsforschung und knüpft sich an den Namen des Berliner Immunisationsforschers Wassermann. Da wir heute dank der mühseligen Arbeiten Ehrlich's und auch dank unserer anderen Heilmethoden imstande sind, die Syphilis sehr gut therapeutisch zu beeinflussen, liegt es auf der Hand, von wie großer Bedeutung die Wassermann'sche Blutprobe ist, die uns die schwierige Diagnose der syphilitischen Folgeerscheinungen ziemlich sicher zu stellen ermöglicht.

Ebenfalls von größter Bedeutung ist die Immunisationsforschung für die frühzeitige Erkennung des Typhus geworden; durch eine nur für Typhus spezifische Reaktion des Blutserums ist man imstande, in zweifelhaften Fällen die Diagnose durch die Blutuntersuchung des Erkrankten schnell sicherzustellen. Für die Typhusdiagnostik ist die Methode deshalb von großer Bedeutung, weil der Typhusbazillus mit anderen, ebenfalls im Darm schmarokenden Bakterien die größte Ähnlichkeit hat und durch die mikroskopische Untersuchung allein nicht erkannt werden kann. Für andere Infektionskrankheiten, wie Cholera, Pest, hat die ebenfalls ohne Schwierigkeiten ausführbare Untersuchung des Blutserums nicht die gleiche Bedeutung, weil die Form ihrer Erreger (der Cholera vibrionen, der Pestbazillen) eine so charakteristische ist, daß daraus mit großer Sicherheit allein die Frühdiagnose gestellt werden kann. Immerhin wird die serologische Methode, über die wir weiter unten noch berichten werden, auch bei diesen epidemischen Krankheiten mit großem Nutzen angewandt, zumal da ihre Ausführung keinerlei Schwierigkeiten macht. Alles in allem wird die Immunisationsforschung für die Diagnostik (Erkennung) und für die Therapie (Heilung) der Infektionskrankheiten immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Wir wollen uns nunmehr der Erklärung der Immunität, der erworbenen und der angeborenen, die im Kampfe des Wirtes gegenüber den zahlreichen Schädigungen durch Parasiten (Schmarober) von so großer Wichtigkeit ist, zuwenden und dabei die heute maßgebenden Ansichten berücksichtigen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß viele Tiere für Krankheiten, die dem Menschen höchst gefährlich sind, völlig unempfindlich sind. Die Starrkrampfbakterien, die im menschlichen Körper eine meist unheilbare Schädigung hervorrufen, sind z. B. für Hühner vollkommen unschädlich, die Tuberkelbazillen, die beim Menschen und auch bei manchen Tieren, wie etwa dem Rinde, kolossale

Verheerungen anrichten können, sind ungefährlich für den Hund. Es müssen also gewisse Masseigentümlichkeiten, innere Einrichtungen des Körpers vorhanden sein, die denselben Parasiten bei dem einen Tiere zu einem höchst gefährlichen Feind, beim anderen zu einem harmlosen Schmarober machen. Ganz geringe Massendifferenzen, Konstitutionsunterschiede, die wir kaum feststellen können, genügen zuweilen, um manche Individuen gefährlichen Infektionskrankheiten gegenüber immun zu machen. Wir beobachten nicht selten beim Ausbruch einer Epidemie, daß manche Menschen, die in ebenen nahe Verührung mit den Infektionsquellen gekommen sind wie andere Schwererkrankte, vollständig frei bleiben. Es liegt hier eine individuelle Immunität vor, deren Wesen wir noch vollkommen undurchsichtig ist. Auch diesen Fällen von natürlicher Immunität fehlen wir häufig eine erworbene Immunität einzelnen parasitären Krankheiten gegenüber entgegen. Wir müssen annehmen, daß sie hervorgerufen wird durch spezifische Schutzstoffe, Antikörper, die als Reaktion (Gegengewirkung) auf die Angriffe der Bakterien im Blut des Wirtes zu seinem Schutze entstehen. Diese Schutzstoffe finden sich nach dem glücklichen Ueberstehen der Krankheiten im Blut und erklären es, daß viele Infektionskrankheiten, wie etwa Masern oder Scharlach, dasselbe Individuum zum zweiten Male nicht befallen. Die Bildung der Antikörper kann auch durch absichtliche Einverleibung der Parasiten hervorgerufen werden, wie es bei der künstlichen Schutzimpfung der Fall ist. Immunität durch Ueberstehen einer natürlich erworbenen Krankheit oder durch Impfung beruht also auf demselben Prinzip, da auch die Impfung eine, wenn auch leichter verlaufende, Krankheit typischer Art hervorruft. In beiden Fällen entsteht Immunität durch eine aktive Immunisierung des Individuums, das durch die natürlich oder künstlich überlebten Krankheitserreger selbständige Bildung von Abwehrstoffen, von Antitoxinen (Gegengiften) angeregt wird. Die erworbene Immunität ist also vorzugsweise auf die Wirkung neugebildeter Antikörper zurückzuführen. Diese Antikörper, die immer Abwehrprodukte des Organismus sind, können mannigfacher Natur sein. Die einen haben die Fähigkeit, die Bakteriengifte, die Toxine, wirklich zu neutralisieren (unschädlich zu machen) und werden darum Antitoxine, d. h. Gegengifte, genannt; andere Antikörper haben die Eigenschaft, die Bakterienkörper zum Zusammenkleben zu bringen, wieder andere töten die Parasiten auf und legen damit ihre Wirksamkeit lahm. Die Immunisationsforschung unterscheidet heute eine ganze Reihe verschiedener Antikörper, die sich im Blut des Individuums bilden und die eingedrungenen Bakterien bzw. deren wirksame Produkte, die Toxine, unschädlich zu machen suchen. Wenn nun leider, wie die alltägliche Erfahrung lehrt, der Wirtkörper oft keine genügende Immunität gegenüber den bakteriellen Eindringlingen herzustellen vermag, wenn der infizierte Organismus dem Angriff der Bakterien erliegt, so hat diese häufige und bedauerliche Tatsache ihren Grund darin, daß der Wirtkörper dem plötzlichen Angriff der Parasiten schon unterliegt, bevor er imstande ist, hinreichend Abwehrstoffe zu produzieren. Die Bakterien bevor ihre Toxine den Organismus vergiften, bevor ihre Wirkung durch die Bildung von Antikörpern neutralisiert werden kann.

Während die verschiedenen Antikörper im Blutserum gelöste Stoffe darstellen, deren Abwesenheit aus biologischen Tatsachen mit aller Bestimmtheit erschlossen werden kann, werden auch ihre chemische Darstellung bisher stets misslungen, so verfügt der Körper in den feinsten Blutbestandteilen noch über eine andere Schutz-

(Schutzstoffe)

## Das Abschiedsbild.

Eine heitere Seemannsgeschichte von Sophus Ronde.

In Flensburg war Markt. Als wir abgemustert hatten, gingen wir zusammen, unser Geld in den Taschen, nach dem Marktplatz und sahen dem lustigen Treiben zu. Die Uhr war vier und der Markt soeben eröffnet worden.

Dann gingen wir in ein nahe Restaurant, um einen letzten Abschiedstrunk zu tun.

Ueber ein Jahr waren wir zusammen auf den engen Mann unseres Schiffes gebannt gewesen, hatten gemütliche und ungemütliche Tage getrennt miteinander gelebt. Nun gingen wir wieder auseinander — wer weiß, ob wir uns in diesem Leben je wiedersehen würden. Darum wollten wir noch fröhlich zusammen sein.

So saßen wir denn in der Gaststube bei Wölfer um den großen runden Tisch, worauf eine Rauschbowle von riesigen Dimensionen dampfte. Nürgen Voltens rotes Gesicht glühte durch Rauschdampf und Tabaksqualm wie die Sonne beim Untergang in dieser Luft, wurde aber an Leuchtkraft von Jochen Appelbaums Nase weit übertroffen. Als ein Sonnenstrahl schräg durchs Fenster fiel, leuchtete und glühte sie wie eine rote elektrische Glühbirne.

Wiltens zwischen dem lauten Wortschwall der Gäste fiel plötzlich Voltens Faust schwer und dröhnend auf den Tisch, daß die Gläser, wie von einem Donner Schlag getroffen, klirrten und tanzen. „Silentium, segg ik!“ brüllte er mit Stentorstimme, und als die Ruhe nicht sofort hergestellt war, hieb er nochmals auf den Tisch und rief: „Silentium un 't Wul hollen, segg ik, Hans Mullermann het dat Wurt!“

Der Genannte, dessen Gesicht auch allmählich eine tiefrote Färbung angenommen hatte, erhob sich und stellte sich breitbeinig vor seinen Stuhl. „Lente,“ begann er, „wie sind mi so schön beisammen — ehem —, nachdem wir —“

„Die Erde rundum gelegelt haben, so mein' ik, sinnten wir uns auch —“ ab — gewissermaßen photographieren lassen. Photographenbuden sind ja genug auf dem Markt, und — ab — so n' Bild von all die Kameraden is doch gewissermaßen — ab — ein schönes Andenken, und wenn das erledigt wäre, so sinnten wir ja leicht noch so 'ne Lütte Wowl vom Stapel laufen lassen; ik möchte nun Eure Meinung hören.“

Selbstverständlich wurde seine wohlgeleitete Rede mit großem Beifall aufgenommen und seinem Vorschlag mit Begeisterung zugestimmt. Gleich wurde der letzte Rest von der Bowle verteilt und ausgekrummen, dann stürzten wir durch Menschengedränge der nächsten Photographenbude zu. Der durchaus redigewandte Nürgen Volten führte als ältester das Wort und verhandelte mit dem Budeninhaber. Endlich waren die beiden einig, und wir traten ein. Schnell wurden die notwendigen Vorbereitungen getroffen für die Aufnahme einer Gruppe.

Vor dem Prospekt, der merkwürdigerweise eine südliche Landschaft mit einem feuerpeinenden Berg darstellte, wurden einige leere Bänke hingestellt und darüber ein Brett gelegt, worauf die hintere Reihe stehen sollte.

Aus „Schlamm- und Seemannsgeschichten von Sophus Ronde. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Preis geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.) — Unsere Geschichte, die wir hier zum Abdruck bringen, bildet einen Teil aus dem Schlußkapitel des Bändchens: aus die in dem letzten Nummern des soeben vollendeten Jahrgangs enthaltene Erzählung „De steigend Wolländer“ ist demselben Buche entnommen. Und wie diese beiden Erzählungen, so das ganze Werk: eine Kette von Episoden eines angehenden Seemanns, der seine erste Reise um die Welt auf einem Segelschiffe macht. Mit feiner und sicherer Hand sind die einzelnen Episoden wiedergegeben; die Personen sind plastisch und sympathisch gezeichnet. Man hat seine ehrliche Freude beim Lesen dieses lustigen Buches, an dem besonders die reifere Jugend Belehrung und Gefallen finden dürfte.

Wir Jungen mußten auf Anordnung Voltens vorn auf dem Fußboden hocken. Hinter uns saßen Hans Mullermann, Volten und Jochen Appelbaum, alle drei mit glühend roten Köpfen. Hinter ihnen standen teils auf dem Boden, teils auf dem Brett, die übrigen Gäste.

Es wurde gelacht und gewibelt, eine probliche Ruhe hatte uns alle gepackt.

Voltens mahnte zur Ruhe und: „Wat ein fröhlich Gesicht, siß albowen de Lüd, de dat Bild uaber seihn, dat wi all tosamem seefrank weit sünd,“ mahnte er väterlich.

„Wat meinst Du, Zeilmoker, willen wi de Wäs nich erit 'n bitten aufriden, sunst kumt ic möglicherweise dat ganz' Bild verunzieren?“

„Wat man, Karpenier, Wat is de Lärm von die Liebe, und de moßt nich sinnter gaud im Bild.“ Der Photograph, der an seinem Apparat herumarbeitete und ab und zu unter das schwarze Tuch kuckte, mahnte zur Ruhe.

„Jetzt, meine Herren, bitte ich um Ruhe, die Sache geht los.“

„Lot go!“ rief einer.

„Und nun, bitte, ein freundliches Gesicht!“

„Waschmädchel in Sicht!“ rief es wieder von der Galerie beim feuerpeinenden Berg.

„Silentium und Wul hollen!“ rief nun Volten ärgerlich. „Der Photograph het jekt dat Wurt, und dat möt estimeri werden, wi sünd mi nich an Wurd von die „Mama Maria“, sondern in dem Photographen seiner stajute.“

„Wann, hebben Ze nich 'n lütten Wölm? Wi ward all ganz plümmerant,“ sagte Appelbaum.

„Wilsch, lat dat woren!“ schrie Volten. „De Wäs ward wildes noch sinnter glühender und stürt die Besendlung!“

„Nun hatten Sie aber endlich einen Augenblick Ruh', meine Herren, wist wiß es nicht 'n Augenblick nur! Es geht los!“

Und es ging los, und es wäre gewiß ein gutes und schönes Bild geworden, wenn Klafsteert nicht im selben Augenblick das unbezwingliche Bedürfnis gefühlt hätte, seinen Mund leuzzupumpen. Er hatte vordem, um seine Erregung vor dem wichtigen Augenblick zu meistern, ein daunenlanges und dickes Ende Alensburger Kolltabak hinter seinen Kinn verstant. Da er nun oben auf dem schmalen Brett in drangvoller Enge, mit dem Rücken gegen den feuerpeinenden Berg, nicht rechts, nicht links ausipucken konnte, hatte der Saft sich in unheimlicher Weise in seinem Munde aufgestaut. Daraus mußte er, aber wie! Auf die Köpfe seiner Vordermänner konnte die Entladung nicht erfolgen, dazu war Klafsteert doch zu zivilisiert, also blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf seine Virtuosität in dieser Hinsicht zu verlassen und über unsere Köpfe hinwegzuspucken.

Er spülte also im verhängnisvollen Moment seine Lippen, und — bittlich — fuhr zuckend ein brauner Strahl in weitem Bogen über unsere Köpfe hinweg und schlug hart aufstatischend direkt gegen das Objektiv des Photographenapparats.

Der Photograph war zuerst perplex. Dann wurde er rotend. Ob wir ihn zum Karren haben wollten! — Ob wir glauben, daß er seinen Apparat gestohlen hätte . . .

Wir lachten uns vor Lachen.

Voltens suchte ihn zu beruhigen: „Wilsch, nu si man rubig, pub gan dat Kojütenfintter und leg nochmal an. Und Du, Dämeltas,“ wandte er sich an Klafsteert, „wenn Du dat Wul leuzzupumpen mußt, denn do dat of nicht in de Finstern von andere Lente; wir sünd doch gebildete Wilschen.“

Der Photograph meinte, für dieses „Attentat“ pro Person zehn Pfennige haben zu müssen. Voltens wollte sich aber nur zu einer Gratifikation von fünf Pfennigen verstehen. Endlich einigten sie sich dahin, daß jeder fünf Pfennig extra zahlen müsse, mit Ausnahme des Spuckkünstlers, der zwanzig Pfennig für seine Untat zu berappen habe. Der Apparat wurde gereinigt und die Gruppe wieder aufgestellt.

Diesmal brachte der Künstler nicht um freundliche Gesichter zu bitten; es war eine Lustigkeit über uns alle gekommen, die schwer zu dämpfen war und die, zurückgedrängt, nur eines geringen Anlasses bedurfte, um mit ebenso elementarer Kraft hervorzubrechen wie das unterirdische Feuer in dem Verge hinter unserem Rücken. Nachdem der Photograph ein paar mal unter seinem Tuch verschwunden und wieder zum Vorschein gekommen war, schien sein Apparat richtig eingestellt zu sein, denn er stellte sich daneben auf wie ein Manöver neben seiner Kanone, jeden Augenblick bereit zum Abfeuern, und sagte wieder mit seiner schnarrenden Stimme: „So, meine Herren, jekt geht's los. Bitte, nahl wurden.“

Und es ging los.

Am selben Augenblick, als er knippte, löste ein verdächtiges Krachen und Zplittern: die Galerie brach zusammen. Die darauf Stehenden verzettelten auf ihre Vordermänner, die, dem Anprall nicht standhaltend, fielen auf die vor ihnen Sitzenden, die auch nachgaben, worauf die ganze Mannschaft der Park „Mama Maria“ aus Alensburg sich in einem schier unentwirrbaren Knäuel auf dem Boden wälzte.

Als wir uns wieder auseinandergesunden hatten und auf den Füßen standen, meinte Klafsteert: „Nun, Nun, ik har doch nich dacht, dat dat Photographieren so unständlich wär.“ Es war das erste Mal, daß er photographiert wurde. Der Photograph aber sagte, nachdem er seine Platte entwickelt hatte, triumphierend: „Es ist geplatzt! Es ist ein großartiges Bild geworden mit nur einigen Schönheitsfehlern, die aber nicht stören werden.“

Ja, das Bild hatte Schönheitsfehler, das ließ sich nicht weglassen. Ich habe mindestens drei Wochen lang jede Nacht davon geträumt und mich in Grauen geschüttelt, und eine Frau, die es sah, soll vor Schreck in unrechte Wochen gekommen sein.

Proffensung, der auf der Galerie links gestanden hatte, hatte auf dem Wilde drei Nasen, sechs Augen und vier Ohren. Nur ed-Lin, der Judier, der rechts gestanden hatte, erdrieh auf dem Wilde mit vier Köpfen, Klafsteert hatte eine Nase von einem halben Meter Länge, sechs Paar Augen, und aus seinem Schädel brach in gewaltigem Strahl, sich oben mächtig verbreiternd, eine dicke Rauchsäule hervor, und Jochen Appelbaum hatte eine Nase bekommen, so groß wie er sie, als „de steigende Weeters“ ihn geüdet hatten, gewiß nicht gehabt hat, denn sie mußte hiernach mindestens einer Gewichtsmasse von zwanzig Pfund entsprechen.

„Ziß Du! Sew ik't nich segg?“ mäffelte nun Nürgen Volten. „wi hadden de Schmut aufriden mößt, sie verichamsiert so dat ganze Bild.“

„Tja,“ meinte Appelbaum, „nich ein jeder kann so 'n Schmut hebben, um wenn se di im Weg is, dennso gew ik di den Rat, schnit se ut dat Bild rult.“

Wir zogen nun mit unseren Bildern ab, fuhren hier und dort in den Wäldern ein, machten einige Karrenfahrten und landeten schließlich in der Gaststube bei Wölfer, wo eine Rauschbowle wieder vom Stapel gelassen wurde.

**Ein Junker gegen die Eisenbahn.** Am 21. Juni 1842 hielt Hans Christoph Ernst Freiherr v. Gagern (nicht zu verwechseln mit dem bekanntesten seiner Söhne, dem liberalen Heinrich Wilhelm August, Präsident der Nationalversammlung) in der ersten hessisch-darmstädtischen Kammer eine Rede über die Eisenbahnen. Anlaß dazu gab der projektierte Bau einer hessischen Eisenbahn. Diese Rede ist als Sammelsurium drohlicher und rücksichtloser Einwände gegen die Eisenbahnen heute sehr ergötzlich zu lesen. Gagern selbst flüchtete die Schwäche seiner Position und schickte voraus, er widersetze sich dem Gesetzentwurf „auch auf die Gefahr, nicht nur hier, sondern in ganz Deutschland zu mißfallen, keinen Eindruck zu machen und wohl für einen Sonderling, beschränkt und altersschwach gehalten zu werden“. Es gelte aber zu erwägen „die unverhältnismäßig lange Bahnstrecke, die Millionenzahl, die wir dazu bestimmen und dagegen den in meinen Augen so schmalen, so problematischen Nutzen“. (Die „unverhältnismäßig lange Bahnstrecke“ von so „problematischem Nutzen“ war hauptsächlich die von Gießen nach Frankfurt!) Was wolle man tun? Die Schuldenlast von 10 Millionen auf 20 Millionen verdoppeln! Und zu wessen Nutzen? „Ich erinnere mich aus meiner Jugend (Gagern war 1786 geboren), daß die Wege von Wuybach und Friedberg zu gewissen Jahreszeiten fast unfahrbar waren und daß man Tage brauchte zu etlichen Stunden. Daß man dort solide Straßen gebaut hat, gebot der Nutzen, die Verbindung, der Handel im großen wie im kleinen. Die Frachtfuhren nahmen seitdem diesen Weg. Das Wort Eisenwagen drückt schon viel aus. Noch mehr Eisen ist für wahr in meinen Augen ein Leonasmus (Uebersmaß). Und wenn je das französische Sprichwort „le mieux est l'ennemi du bien“ (das Bessere ist der Feind des Guten) Anwendung verdiente, gleichsam dafür erfunden war, so ist es eben hier. Ich schaue jene Friedberger Hauptstraße, und die andere, die von Gießen über Weiburg und Montabaur nach Koblenz zieht. Alsdann die Bahn, die wir im Begriffe sind, bis gegen Koblenz über schiffbar zu machen. Die Natur, der Augenschein deuten dahin. — Auf Eisenbahnen nicht.“ — Und nun gar die gleichfalls projektierte Bahn von Frankfurt nach Heidelberg! „... weder Wirte noch Fuhrleute werden einmal dabei gewinnen, vielmehr einbüßen und namentlich alles Fuhrwesen gestört werden.“ Nur eine „kleine aristokratische Klasse“ wird davon profitieren, die — Bahnwärter! Wörtlich sagte Gagern: „Daß Eisenbahnen für manche eine Bequemlichkeit, ja einen Vorteil darbieten, wer wird das leugnen? Aber es fragt sich, was wahre, wesentliche und gewisse Landesvorteile betrifft. Es bleibt also für uns die kleine aristokratische Klasse der Bahnwärter; ein neues Mittel zu belohnen und zu begünstigen — das allein sehe ich bei uns klar.“ Nicht einmal der Hinweis auf die militärische Bedeutung der Bahn vermochte Gagern zu überzeugen, ein Hinweis, den zwar nicht der Gesetzentwurf, aber um so öfter der Kommissionsbericht enthielt. Gagern wendet ein: „Dienen solche Bahnen nicht auch dem Feinde weiter zu kommen — und falls man sie je zerstört und bricht, weil das Kriegsglück wechselt, ... so werden wir die Ehre haben, sie mit ähnlichen Kosten neu zu erbauen.“ — Immerhin ist Gagern schließlich zu folgendem Zugeständnis bereit: „Doch um weder hartnäckig, noch allzu larg, noch zu sehr Sonderling zu scheinen, wenn man die Frage spaltet, so werde ich für die Bahn von Gießen nach Frankfurt stimmen, — annehmend, daß man im ganzen Norden auf uns gezählt hat; annehmend, daß Frankfurt hier wesentlich beitrage; annehmend, daß eine Kriegskrise hier mit vorwalte oder eingreife. Aber ein Armeekorps, groß oder klein, bis Frankfurt so gefördert, wird auf den dreifachen Straßen, die ich oben erwähnte (Chausseen und Strom), den Weg nach dem Badischen der Schweiz zu, rasch genug schon finden.“ —

Natürlich gönnt der Junker dem privaten Kapital die Anlage nicht, obwohl er die Rentabilität bezweifelt: „Daß jedoch der Staat hier baue, nicht Gesellschafter, diktiert teils die Notwendigkeit, teils das Bedürfnis der Obacht.“ Noch ein paar Einwände: „Ich vernehme übrigens, zum Behuf meiner ziemlich isolierten Ansicht, meiner Abneigung, auf Unglücksfälle hinzuweisen; denn ich habe das Vertrauen, daß menschliche Klugheit und Besonnenheit dem Steuern, die Gefahren ungemein verringern werden. Lieber wollte ich noch

zutreiben, bis sie ihre Winterruhe hinter sich haben. Mit der Bezeichnung Winterruhe belegt man bestimmte Stoffwechselvorgänge in den Pflanzenzellen, die erst dann eintreten können, wenn die Vegetation vollständig zum Abschluß gelangt ist.

Ersichtlicherweise haben also die Treibgärtner ein Interesse daran, daß diese Winterruhe erstens rechtzeitig eintritt und zweitens möglichst schnell beendet wird. Ersteres zu erreichen, werden in der Praxis schon seit Jahren die verschiedenartigsten Mittel angewandt. Durch Trodenhalten, Entblättern der Äste, Frostwirkungen und neuerdings auch durch Vorkultur der Treibpflanzen in warmen Ländern (Holländer Blumenzwiebeln an der Riviera) sucht man den Abschluß der Vegetation zu befördern. — Um aber die Winterruhe vorzeitig zu beenden, mußten andere Wege eingeschlagen werden. Hier ist die Wissenschaft der Praxis zu Hilfe gekommen. Erst im Laboratorium des Gelehrten, dann in den Kulturstätten des Pflanzers rückte man den Pflanzen mit Schwefeläther und Warmwasser auf den Leib, um die Winterruhe zu kürzen. Diese beiden Methoden haben in der Praxis schnell weite Verbreitung gefunden, was als Beweis dafür angesehen werden mag, daß diese Eingriffe in das Pflanzenleben sich zum Vorteile der Pflanze bewährt haben. — In der Werkstatt des Pflanzenphysiologen wird nun im geheimen weiter gearbeitet, um noch andere Wege anzubahnen, die der Praxis womöglich noch bessere Dienste leisten können als die seither gewandten. So wurden Versuche unternommen, durch elektrische Einwirkungen die Winterruhe zu kürzen. Dann wieder wurde versucht, den Zweck dadurch zu erreichen, daß jede einzelne Knospe an ihrer Basis, also dort, wo sie dem Tragast aufsitzt, mit einer gewöhnlichen Nadel angestochen wurde. In anderen Fällen wurde die Nadel einer Injektionspritze verwendet und den Knospen reines Kochsalzwasser von Zimmertemperatur injiziert. Nach wieder anderen Verfahren spritzt der Forscher mit einer Morphiumpritze Alkohol oder Aetherlösungen in die Knospen, oder es werden vermehrt eines besonderen Druckapparates die Flüssigkeiten in abgeschliffene Zweige hineingepreßt. Auch einfach mit Wasserdampf ist gearbeitet worden. Aber all diese Methoden sind noch nicht recht über das Versuchsstadium hinausgekommen, wenn auch die dabei erzielten Erfolge zu dem Schluß berechtigen, daß es über kurz oder lang eine ganze Reihe von Mitteln geben wird, die dazu dienen können, die Winterruhe der Treibpflanzen abzukürzen.



Verbleibfaltung der Wahlergebnisse.

auf den vielfältig der Landwirtschaft entzogenen Raum hinblicken, der in seiner Totalität so unbedeutend nicht ist, was ich jedoch nicht voranstelle.“ — Der Herrenhäuser schloß seine Rede im Hinblick auf das neu belastete Budget mit einem tiefen Seufzer: „Es beengt, es verdrängert unsere ganze Zukunft.“

**Abkürzung der Winterruhe bei Treibpflanzen.** Bis vor wenigen Jahren haben unsere Gärtner, um uns auch im Winter mit Blumen versorgen zu können,

erreichen, daß jede einzelne Knospe an ihrer Basis, also dort, wo sie dem Tragast aufsitzt, mit einer gewöhnlichen Nadel angestochen wurde. In anderen Fällen wurde die Nadel einer Injektionspritze verwendet und den Knospen reines Kochsalzwasser von Zimmertemperatur injiziert. Nach wieder anderen Verfahren spritzt der Forscher mit einer Morphiumpritze Alkohol oder Aetherlösungen in die Knospen, oder es werden vermehrt eines besonderen Druckapparates die Flüssigkeiten in abgeschliffene Zweige hineingepreßt. Auch einfach mit Wasserdampf ist gearbeitet worden. Aber all diese Methoden sind noch nicht recht über das Versuchsstadium hinausgekommen, wenn auch die dabei erzielten Erfolge zu dem Schluß berechtigen, daß es über kurz oder lang eine ganze Reihe von Mitteln geben wird, die dazu dienen können, die Winterruhe der Treibpflanzen abzukürzen.



Die reaktionelle Bearbeitung der Wahlergebnisse für das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

lediglich mit Wärme und feuchter Luft operiert. Durch solche Treiberei genannte Behandlung gelang es, allgemein von Weihnachten an die verschiedenartigsten Blumen zur Entfaltung zu bringen, die unter gewöhnlichen Umständen erst im Frühjahr erblicken. Die Frühtrieberei brachte oft Mißerfolge, namentlich dann, wenn der Herbst ungemein feucht war. Nach einem warmen, trocknen Herbst lassen sich die Pflanzen auch schon zu Weihnachten zu guter Entfaltung bringen. Dies rührt daher, weil bei anhaltend feuchter Herbstwitterung die Pflanzenteile nicht genügend ausreifen können, d. h., statt zur rechten Zeit in die Winterruhe zu kommen, bleiben die Pflanzen in Vegetation. Die Gewächse vermögen nun nicht eher wieder aus-

**Das älteste Unterseekabel.** Wenn es auch in den letzten beiden Jahren geglickelt ist, zwischen England und Amerika auf drahtlosem Wege zu korrespondieren, so genießen doch die Submarinegraphenlinien, die die Weltteile durch die Meere verbinden, gleichwohl eine gewaltige Bedeutung. Die submarinen Kabel, die still und verlassen im nassen Meeresgrunde liegen und trotzdem auf ihre Art die Träger des Weltverkehrs bilden, verdienen es, daß man sich ihrer erinnert, wenigstens in unserem Jahre des Veterans unter ihnen. Im Oktober 1851, also vor 60 Jahren, kam das erste Telegraphenkabel zwischen England und Frankreich, von Dover nach Calais, in Betrieb. Es ist vielfach repariert, stellenweise auch neu gelegt, aber bis auf den heutigen Tag in Tätigkeit geblieben. Der elektrische leitfähige Teil, die Kupferseele, enthält vier dünne Drähte, die gesondert in 4 relativ dicken Guttaperdahüllen stecken. Eine Umwicklung und nochmalige Ueberkleidung von geteertem Hanf faßt sie zusammen, eine äußere Verfeilung aus 10 runden, 7 Millimeter dicken Eisenbräuten sorgt für Schutz.

**Neue Bücher.** Eine neue vermehrte und illustrierte Ausgabe der „Abrechnung“ betitelten politischen Werke Rudolf Franz's ist bei G. Wirth & Co. (München, Preis 1 Mk.) erschienen. Gerade in diesen politisch bewegten Tagen zwischen dem Reichstags-Haupt- und Stichtags-Termin dürften die scharfen, geistreichen Tropfen, denen eine recht weite Verbreitung zu wünschen ist, gute Baharbeit tun.